

Der Schlosser Uli [Fortsetzung]

Autor(en): **Amstutz, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Antony Klingler, ein allerfeinstes Meisterwerklein in Farbe, Zeichnung und psychologischer Auffassung des enggeistigen materiellen Zeloten. Diese aus dem Jahre 1699 stammende Arbeit läßt uns ahnen, welch Außerordentliches die reife Künstlerin zu schaffen vermochte und was uns damals an das Ausland verloren ging.

Füßli berichtet von einer großen Korrespondenz der Anna Waser, die „die größten Männer Teutschlands verehrten“. Leider läßt sich von diesen Briefen, die den wertvollsten Schlüssel zum Wesen des seltsamen Mädchens enthielten, nichts mehr auffinden; was Füßli uns über sie zu sagen weiß, ist so be-

blümt wie sein Bildnis der Künstlerin, das wir S. 429 wiedergeben und darin uns das edle Gesicht bunt umschäfert im Rotokodex vorgetragen wird. Auch die Zeugnisse der Zeitgenossen sind, im Stile der Zeit, so voller Ueberchwang und Unklarheit, daß sie uns zu keiner Erkenntnis kommen lassen; aber was uns die Urkunden von diesem tapfer geführten Leben, was uns die Werke von dieser klar und edel schaffenden Hand verraten, läßt uns am Leben und Wesen der Anna Waser erkennen, was Lavater feinfühlig aus den Zügen ihres Gesichtes las: „eine Großheit im Ganzen“.

M. W.

Der Schlosser Uli.

Novelle von Ulrich Amstutz, Bern.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Als der riesenhafte, breitschultrige Schlosser Uli mit dem Architekten in die lange Wirtsstube trat, dröhnten die wackligen Bodenbretter. Drei Gesichter wandten sich ihnen zu. Zwei davon gehörten jungen Burschen, die dem lieben Herrgott den Tag abstaßen; denn arbeitslos sollte um diese Zeit in Bern niemand sein. Das dritte aber kam, lieblich mit blondem Haar umrahmt und auf einem schlanken Hals und Körper sitzend, an den Tisch der Neueingetretenen und fragte nach ihrem Begehren. Das verfinsterte Gesicht des Schlossers klärte sich schnell zu hellem Erstaunen auf. Wohl einen Augenblick lang starrte er mit offenem Mund das Mädchen an, derweil der Baumeister lächelnd bestellte: „Eine Flasche Chianti, Signorina Mina, aber von der hintern Beige!“ und schnalzte mit der Zunge, als sich das Mädchen still entfernte.

„Es ist des Rossi-Tonis Schwesterkind, sagt man,“ wandte er sich erklärend zum Schlosser. „Hübsch wie die Sünde, verflucht schön, aber kalt wie eine Hundeschnauze! Schlosser, wie sie davonläuft! Wie die wedelt! Wie eine, der wir alle zu gering sind!“

Grüblerisch drehte der Schlosser Uli sein Glas in den taugigen Händen herum. Er lächelte trübe und stürzte etwas hastig den schweren Wein in den Hals.

„Schlosser,“ redete der Baumeister weiter, „es gibt hübsche Frauenzimmer in Bern, auch solche mit blonden Zöpfen und mit vollen roten Backen, aber so eine habe ich bei Gott noch nie gesehen!“

„Ja, ja,“ erwiderte lächelnd Schlosser Uli mit dem Blick auf dem Tisch, „sie ist eine ganz nette Chrott!“

Da ging die Wirtschaftstüre auf. Ein Arbeiter rief den Architekten nach dem Bauplatz. Schlosser Uli wollte sagen, er komme auch gleich; aber er schwieg und blieb, trank den schweren Wein ins Blut und sah verstohlen nach der schönen Kellnerin. Auf einmal riefen die beiden Tagediebe dem Mädchen fremde, italienische Worte zu, zahlten, standen auf und gingen. Die Türe hatte kaum ins Schloß geschnappt, so setzte sich Mina in einer selbstverständlichen Art dem einzigen Gast gegenüber

und hielt die Augen über einer Häkelarbeit gesenkt. Die Antworten auf des Schlossers Fragen waren ruhig gelassen, aber jedesmal von einem Augenaufschlag begleitet, daß ihm bald schien, er sehe in ein fernes dunkles Rätselfeld. Aber er dachte einfach: Das Schönste an ihr sind doch die Augen.

Der Schlosser Uli blieb nur noch kurze Zeit. Hastig hatte er den Wein fast alleine getrunken und merkte nun, daß er ihm einen leichten Nebel um die Sinne gelegt. Er zahlte und gab

Mina einen ganz neuen Franken als Trinkgeld, den sie zwar verwundert, aber ohne besonderen Dank annahm. Bevor er in seine Werkstatt trat, drehte er sich noch einmal um und sah, daß ihm Mina durch die Fenstertür nachblickte. Da freute er sich heimlich, ohne recht zu wissen, warum.

An diesem Abend kam ihm die Wohnung so öde und verlassen vor wie noch nie. Er saß erst eine Weile vor seinem „Sekretär“ und versuchte zu rechnen. Aber es ging nicht. Aergerlich schloß er den Deckel, schob unwirsch die Kasse weg, die sich spinnend an seinen Hosenseiten herumgetrieben und trat ans offene Fenster. Ein warmer würziger Frühlingshauch, Erdgeruch und Grasdunst drang zu ihm ins Zimmer. Er sah einem Pärchen nach, das verliebt über den Waisenhausplatz strich, ließ spielerisch die Enden seines Schnauzbartes durch die Finger gleiten und gedachte des eigenartigen Mädchens in Rossi-Tonis Schenke.

„Solche Haare habe ich auch schon gesehen, wegen dem,“ dachte er, „aber ebenso stockfinstere Augen noch nicht.“ Was

er über sie wußte, hatte er aus den Gesprächen der beiden Gesellen bruchstückweise aufgeschnappt. Aber daß Mina eine eigenartige Schönheit war, das wußte er bestimmt. Sein Blick hatte ihn darüber nicht getäuscht.

Es wurde behauptet, Mina sei das Kind des friesischen Zimmermanns Fred Bentfeld und der Kalabresin Giuseppina Rossi, der Schwester des Pintenwirts. In Reggio di Calabria habe der Schiffszimmermann Bentfeld vor zwanzig Jahren,



Joseph Werner, Anna Waser's Lehrer (1637—1710).
Nach Stich von Johann Rudolf Füßli (1737—1806).



Joseph Werner (1637—1710).

Die Gerechtigkeit bestraft die Missetat (1683). Original im Berner Museum (aus dem Rathaus).

eines Unfalles wegen, ans Land gesetzt und dem Spital übergeben werden müssen, darin die Peppina als Küchenmädchen gedient. Unter den rauschenden Pinien im Garten des Spitals, am sonnewarmen Meer hätten der blonde nordische Riese und die Halbfrikanerin sich zum ersten Mal in den Armen gelegen und acht Tage darnach seien sie miteinander geflohen. Wohin? Niemand anders wußte darüber bestimmte Auskunft zu geben als der Kossi-Toni selber. Aber der speiste die Gwundrigen mit ausweichenden Redensarten ab: Sie hätten lange Zeit miteinander in Norditalien gelebt. In einer Spinnerei in Bergamo habe die Mutter zum Brot verdienen helfen; der Mann sei eine Zeit lang Dienstmann, Kutscher und Hausbursche gewesen, zuletzt habe er eine kleine Flickwagnerei und Zimmerei gehabt. Vor anderthalb Jahren, gerade als die Bauerei den Kossi-Toni nach Bern gelockt, seien Rinas Eltern mit einem ganzen Schwarm von Auswanderern nach Amerika gezogen, die neunzehnjährige Nina aber sei im Asyl in Basel plötzlich erkrankt und so zu ihrem Onkel nach Bern gekommen.

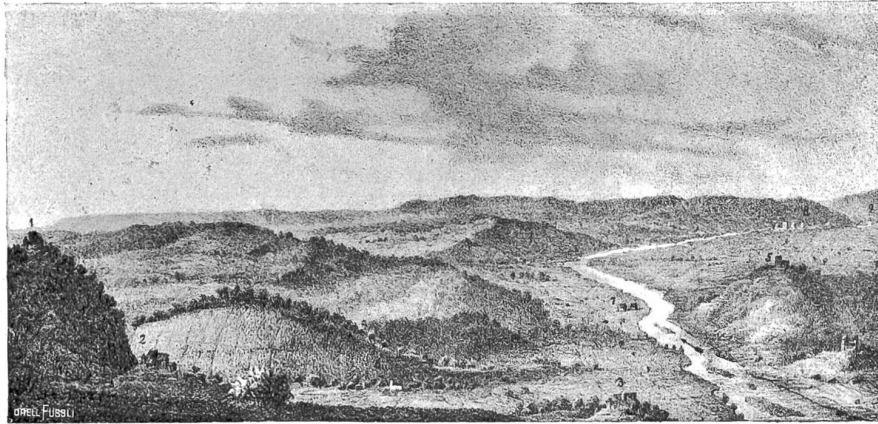
Eines war schon wahr: In dem Mädchen hatte die göttliche Natur einen neuen eigenartigen Menschentyp geschaffen. Ein wunderbares Gemisch von Friesin und Kalabresin, von Glut und Kühle. Groß und schlant, fein und doch rundlich in den Formen war sie. In die hellblonden Haare der Nordländer hatte das südliche Blut eine zittrige Unruhe geworfen, und über das leichtgelbliche und schmale Gesichtchen leuchteten die nachtschwarzen Augen wie zwei dunkle glänzende Monde.

War es ein Wunder, daß die Männer nach dem ersten Blick in ihre Augen wie behext waren? Nein, wahrhaftig

nein! Und doch wußten die frischesten und draufgängerischsten Bursche nichts mit ihr anzufangen. „Ein kurioses Ding,“ sagten die einen voll Bewunderung, „ist schön, aber arm wie eine Kirchenmaus und schlägt doch die besten Heiratsanträge aus! Seit anderthalb Jahren bedient sie in ihres Onkels Schenke das Lärmvolk der Bauhandwerker, als wäre sie die Tochter eines Königs im Exil. Nie hat sie einer lachen sehen und nur selten einer reden gehört!“ Still und stumm besorgte Nina die Wirtschaft und saß die übrige Zeit in einer Ecke und strickte und nähte den lieben langen Tag; Umgang mit andern Mädchen hatte sie in der fremden Stadt nicht.

Trotzdem schwiegen auch über sie die bösen Mäuler nicht. „Seht die Baronin von Bettelbag!“ spotteten sie. „Die hat es gewiß faustdicke hinter den Ohren!“ Einer wollte wissen, sie habe sich in Basel mit einem Russen davongemacht, habe mit ihm in Zürich und am Bodensee herum gelebt, bis er sie dann habe sitzen lassen. Es werde schon noch alles an den Tag kommen. Jetzt gehe sie hier in der Wirtschaft um, wie der heilige Geist, der kein Wasserlein trüben könne... Doch wie auch geredet wurde, wie auch die Spässe fielen, saftig oder trocken, das Mädchen blieb stumm und wehrte bloß mit der Waffe eines Lächelns die Zudringlichkeiten ab. Niemandem offenbarte sie sich, und niemand erriet die Gedanken, die unter dem welligen Blondhaar hin und her kreuzten; bloß daß sie etwas Besonderes war, das fühlten alle.

Und nun hatte sie dem roten Schloffer gegenüber gesessen, hatte ihm den schweren Wein eingegossen und seiner Rede gelauscht. Er hatte nicht besonders viel zu schwätzen gewußt,



Blick über das Aaretal von Wildegg bis Brugg. 1. Schenkenberg. 2. Kastelen. 3. Wildenstein. 4. Wildegg. 5. Habsburg. 6. u. 7. Schinznach (Dorf und Bad). 8. Brugg. 9. Königsfelden.

und deshalb war die Gegenrede auch farg ausgefallen. Umso mehr fand sie Zeit, ihn verstohlen, mit einem raschen Augenausschlag, zu betrachten. Ihn, von dessen Wesen und Eigenart, von dessen Fremdenhaß schon viel und oft in der Schenke gesprochen worden war. Ihn, von dem sie wußte, daß er nach einer kinderlosen unglücklichen Ehe Witwer geworden, und für den sie ein aufrichtiges Bedauern empfunden. Wie oft, wenn der Onkel gerade sonstwo zu tun hatte und sie allein die Barackenbude gehütet, war sie rasch an die Fenstertüre gesprungen, um der hohen aufrechten Gestalt des Schlossers nachzublicken, wenn er vorüberging! Und wie oft hatte sie heimlich um ihn gebangt, wenn sie aus den Gesprächen der Gäste vernommen, der Schloffer Mli habe wieder so und so über die fremden Leute, über die Italiener geschimpft, habe sie eine Dreifache und mehr genannt! Einmal war sie auf und dran gewesen, ihn vor zwei frechen Kerlen zu warnen, die sich laut prahlend in die Köpfe redeten, dem Schlosser eines heimzuleuchten. Sie hatte es nur bleiben lassen, weil sie unbestimmt empfunden, sein muskelfortker Körper würde es auch mit vieren aufnehmen.

Eigentlich hatte sie der Schloffer Krähenbühl wegen seiner

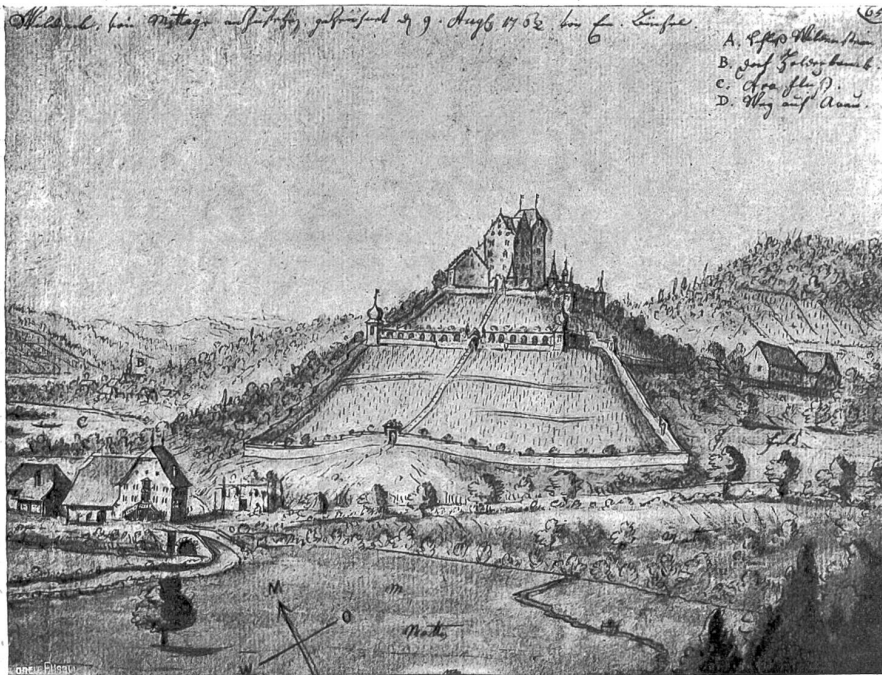
hohen Gestalt, seines Ganges und des verschlossenen Wesens stark an ihren Vater gemahnt. Es waren kindliche und unschuldige Gedanken, mit denen sie ihn anfangs umschlossen. Erst allmählich hatten sich herzlichere in sie geschlichen. Daß er aber nicht ein einziges Mal nach der Schenketüre gesehen, wenn er vorübergegangen, und sie auch nicht beachtete, wenn sie ihm in der Gasse begegnete, das hatte sie betrübt, ja oft traurig gestimmt. Nun hatte er bei ihr gegessen, mit ihr geschwätzt, und als er gegangen, begleiteten ihn ihre Gedanken in sein Haus: Was er wohl von ihr dachte? Ob er wohl wiederkam?

Am darauffolgenden Morgen nach dem Trunk in Rossi-Tonis Schenke erwachte Schloffer Mli nach traumschwerem Schlaf. Er war mit der Mina im Bremgartenwald spazieren gegangen, und unterwegs hatten sie Marie, seine verstorbene Frau, begegnet. Nach kurzem heftigem Wortwechsel mit Tränen und wüstem Schimpfen hatten sich die beiden Frauen in den Haaren gerauft, und als er vermitteln wollte, war ein großer Vogel gekommen und hatte ihm die Augen ausgepickt. Blind, von tiefster Nacht umgeben, sei er dann im Walde herumgetappt; auf einmal sei er in ein Loch gefallen, dessen tiefen Grund er nie erreichen konnte...

Dem Schloffer Mli war es noch beim Ankleiden, als hörte er den schweren fauchenden Flügelschlag des Vogels und als schmerzten ihn die Augen. Er grübelte noch einige Zeit über die Bedeutung des sonderbaren Traumes nach und beschloß heimlich, ihn von der Wahrsagergritt in der Brunnengasse deuten zu lassen. Aber schließlich siegte sein gesundes Empfinden: „Donners Blödsinn! Mit so verrücktem Zeug plagt sich kein vernünftiger Mensch ab!“

Während er in der Werkstatt ein paar Eisen rüstete und den Gesellen Arbeit gab, fand er, den gestrigen Wein vertrage er nicht gut, er liege ihm im Magen. Um seine Verstimmung abzuschütteln, legte er sich fester als sonst in die Arbeit. Die Würde ihn schon wieder in den rechten Strumpf bringen; die Würde ihn auch die pechschwarzen Augen der schönen Kellnerin vergessen machen. Dummes Zeug, als ob er überhaupt noch daran dächte. Er war doch weiß Gott kein Grüner mehr und längst trocken hinter den Ohren. Aber schon nach drei Tagen lief er mitten aus der Arbeit weg, schnurstracks in die Schenke und rühmte dem Rossi-Toni wegen seines Chiantiweins die Ohren voll. Als er mit leicht schlechtem Gewissen die Glastüre öffnete, leuchteten ihm aus dem dämmerigen Gastzimmer zwei dunkle Sterne entgegen, und Minas Herz jubelte: Er kommt meinewegen!

Allmählich merkte der Schloffer Mli, daß etwas mit ihm



Wildegg von Süden. Nach Federzeichnung (1762) von Emanuel Büchel (1705—1775) in Basels Öffentl. Kunstsammlung.

geschah, das er noch gar nie erlebt. Es konnte ihm bei der Arbeit mitten in der Frühsoommerszeit plötzlich heiß und kalt werden, daß er den Krügen aufreißeln mußte, wie wenn ihm das Herz als Klumpen in den Hals gerutscht wäre. Ein andermal wurde ihm schon am frühen Morgen so fröhlich und leicht zu Mute, wie wenn er hätte erben können. Früher war er doch morgens meist mürrischer Laune gewesen, sodaß sich die Gesellen oft angestochen: „Du, heute taut der Alte wieder vor zehn Uhr nicht auf!“

Wenn der Schlosser Uli mit seinen beiden Gesellen vor der Werkstatt am Gitter schaffte, konnte es auch vorkommen, daß er vom Mittag weg heimlich alle Leute zählte, die nach der Baracke steuerten, und genau die Zeit herausfand, wo der letzte Gast gegangen, um dann schnell auf ein Glas Wein in die Schenke zu treten. In diesen stillen Augenblicken mußte Nina zu ihm an den Tisch sitzen, den er meist im Hintergrunde des Gastzimmers wählte, und ihm von ihrer Jugend erzählen. Er liebe das gebrochene Deutsch, das sie spreche, sagte er. Und er wiederum berichtete ihr von seiner Arbeit und von seinen Wanderjahren im Welschland und Tirol.

Eigentümlich, wie sich bei diesen beiden Menschenkindern die Zungen lösten, sobald sie allein unter sich waren und ein jedes von sich reden durfte. Es war oft, wie wenn lange zurückgestautes Brunnenwasser, des Hindernisses ledig, nun in vollen Schwallen aus der Tiefe drängte, um dann augenblicklich wieder zu versiegen, sobald jemand Fremdes die Gaststube betrat. Nur ein einziges Mal hatte Schlosser Uli dem Mädchen von seiner verstorbenen Frau erzählt. Ueber ihren erstaunten Augen hatte er aber auf einmal die Rede abgebrochen und war nach Hause gegangen, weil ihm war, als müßte er sich nun vor dem jungen Mädchen schämen. Hatte er sie nicht in ein Geheimnis blicken lassen, das nur ihn und die Verstorbene angegangen? Sie war doch immerhin seine Frau gewesen.

Allmählich kamen Herbsttage über das Land gezogen. Schon strichen jeden Morgen leichte Nebel von der Mare her um die langen Pappeln am Waisenhaus. Die Blätter fielen unverfärbt zur Erde, weil der halbe Sommer noch in ihnen steckte. Die Bauten an der Speichergasse gingen ihrer Vollendung entgegen. Vom niedern Dache flatterten noch die bunten Papierbänder um das ausgedörnte Aufrißtännchen. An einem Sonntagnachmittag sammelte die neugegründete Philharmonica

Italiana die fremden Bauleute zu einem Waldfest im Bremgartenwald. Die Gasse war wie ausgestorben. Auch der Koffi-Toni hatte sich den Feiernden angeschlossen. Mutterseelenallein hütete Nina die Italienerschenke.

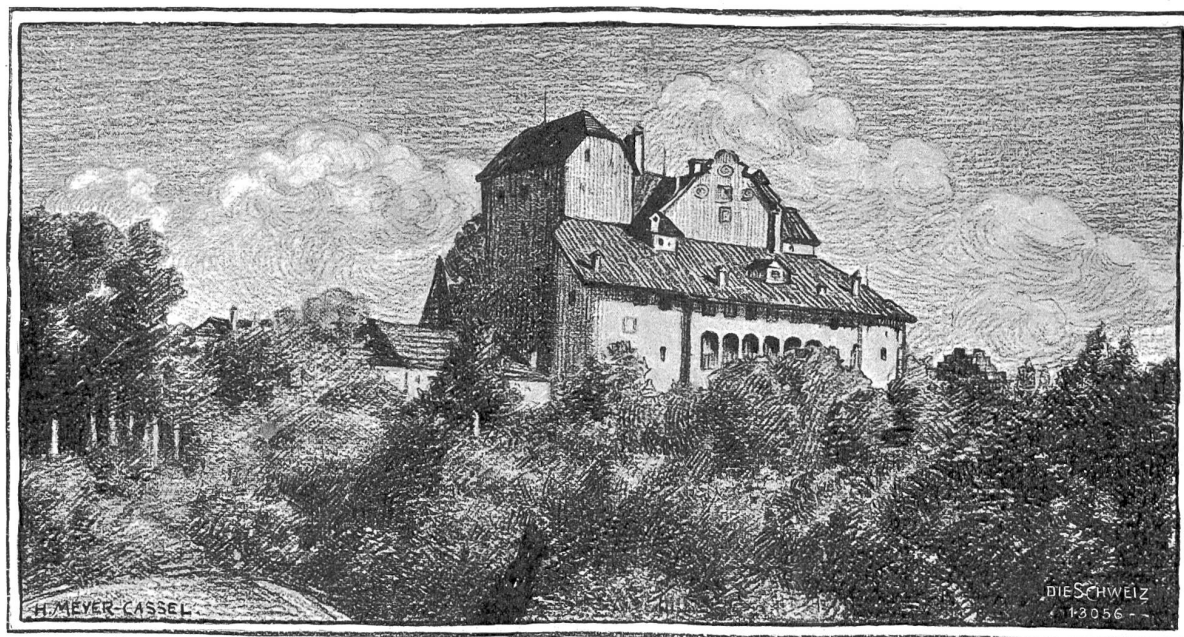
Als der Schlosser Uli, hinter dem Fenstervorhang in seiner Wohnung stehend, die Musik und den langen Zug fröhlicher Menschen nach dem Narbergertor hinarmschieren sah, hätte er ihm am liebsten einen lustig-übermütigen Jauchzer nachgeschickt, so voll war ihm die Brust. Es kam plötzlich eine Freude über ihn, wie etwa einem Bursch zumute ist, wenn er zum ersten Mal bei seinem Schah hilteln geht. Hastig und mit zitternden Händen machte er sich zurecht und schloß die Wohnung ab.

Es waren keine zweideutigen Absichten in seinem Sinn, als er dieses Mal nicht in das Gastzimmer, sondern durch das Hintertürchen, direkt in Ninas Zimmerchen trat. Er wollte sie nur überraschen und sich dann an ihrem erstaunten Gesicht erfreuen. Er hatte jedoch kaum die Türe hinter sich ins Schloß gezogen, so stand auch schon lächelnd das Mädchen vor ihm und schaute ihn aus solchen strahlenden Augen an, als wollte sie sagen: „Ich habe dich ja erwartet!“ Weiß Gott, da hätte sich ein Heiliger des Himmels verfehlen können! Dem Schlosser Uli ward es blißschnell, als sähe er in einer Schaufel und als spielte hinter ihm der lustigste Fiedler den schönsten Walzer auf. Zwei Sekunden lang lag eine bange, zitterige Verlegenheit zwischen den beiden Menschenkindern. Dann aber zog der Schlosser ganz einfach das schöne Mädchen an sich und küßte es auf den Mund. Er küßte die roten Lippen noch einmal und dann wieder, und Nina ließ es geschehen, ohne ihm jedoch seine Liebkosungen zu erwidern.

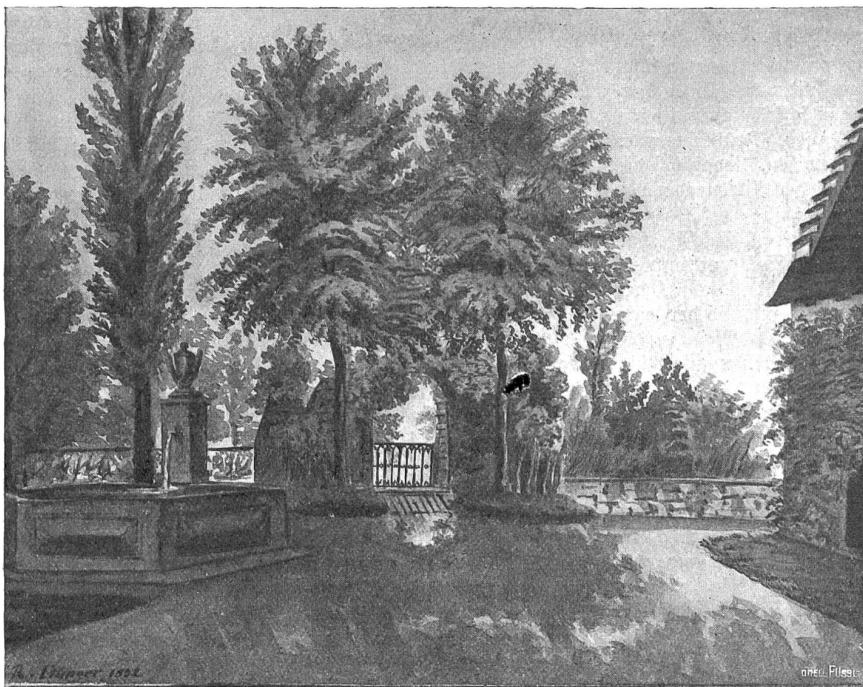
Im nächsten Augenblick ließ die beiden ein grimmiges Lachen und eine drohende Stimme aufschreien, die rief: „Alla salute, bella Ninna ... Alla salute!“ Und noch ehe sie recht wußten, was eigentlich geschehen, rannten zwei junge Bursche durch das Gastzimmer ins Freie. Von dort aus sandten sie flüchtige Blicke rückwärts, und da erkannte der Schlosser die beiden Tagediebe wieder, die schon bei seinem ersten Besuch faulenzend in der Schenke gesessen.

War es nicht sonderbar, daß keines die Glastüre hatte öffnen hören, keines die nahenden Schritte auf den unsichern Bodenbrettern vernommen! Sonderbar!

Wie jäh aus schwerem Rausch zur Nüchternheit erwacht,



Schloß Wildegg von Nordwesten. Nach Zeichnung von Hans Meyer-Cassel.



Schloßhof zu Wildegg. Nach Aquatell von Rudolf v. Eßlinger (1803—1872).

ging Schloffer Ali aus der Schenke fort. Kein Wort hatte er gesprochen, und Nina hielt ihn auch nicht zurück.

In seinem Zimmer stützte er erst den ganz benommenen Kopf in beide Hände und stierte gedankenlos in die Tischplatte. Hierauf lief er bis spät in die Nacht unablässig im Zimmer auf und ab und flüsterte leidenschaftlich Ninas Name. Er hatte sich gut dagegen wehren, kein Reden und Wüstun half mehr. Mit mächtiger Gewalt hatte ihm jetzt die Liebe den Kopf verdreht.

Mitternacht mochte längst vorüber sein, als er plötzlich stille stand, überlegte und kämpfte, ob er nicht noch einmal zu Nina gehen könnte. Die Schenke mußte zwar jetzt geschlossen sein. Und da stand er auch schon auf der Gasse und schlich den Häusern nach. Schon von weitem sah er aus Ninas Fenster einen Lichtschein in die dunkle Nacht fallen; er wurde unruhig, das Herzblut klopfte ihm fast hörbar am Hals. Vorsichtig schlich er um die Barade und blickte durch eine Vorhangritze in das erleuchtete Zimmerchen. Noch vollständig angekleidet saß Nina auf einem niedern Schemel, hielt mit beiden Händen die Knie umschlungen und starrte regungslos auf den Fußboden. Schloffer Ali klopfte vorsichtig ans Fenster, und ebenso vorsichtig öffnete Nina die Türe; sie hatte ihn erwartet.

Ihr Blick war lächelnd und hell, als er zu ihr ins enge Stübchen trat. Wie sie aber neben ihm auf dem niedern Schemel saß, schoß auf einmal eine wilde Leidenschaft aus ihr hervor, und sie küßte ihn zum ersten Mal auf den Mund. Nicht lange nachher aber richtete sie sich straff und abwehrend auf. „Es ist genug! Es muß genug sein!“ sagte sie bestimmt und sehr ernst,

nichts zu tun haben. Ueberall standen Aufpaffer, Lauscher und scheinheilige Frager, und kam der Schloffer Ali hinzu, so stoben sie auseinander wie der Flaum im Wind. Nur die beiden italienischen Burschen, die beiden Tageiebe, die waren nicht von ihm abzubringen. Sie umkreisten ihn, wie zwei Nasgeier ein Opfer umkreisen mögen. Selbst des Schlossers Haushälterin, das halbblahme Meiel, blieb von den Gerüchten nicht verschont. Entsetzt kündete sie eines Abends die Stellung auf den nächsten Ersten, damit sie nicht auch noch in die Mäuler komme. Nur der Rossi-Toni schien nichts zu ahnen. Er war freundlich wie immer, indessen unerhörte Geschichten im Quartier von Mund zu Mund liefen.

Schloffer Ali selber litt schwer unter den Gerüchten, die er aus den Augen der Leute lesen konnte, und obwohl sein Herz immer mehr dem stillen, eigenartig schönen Mädchen gehörte, konnte er sich doch nicht überwinden, sie um das Heiraten zu fragen. Er hatte Bedenken wegen des großen Altersunterschiedes. Ein duzend Mal im Tage sagte er sich, ich könnte ja ihr Vater sein; nein, es geht nicht, es geht nicht! Die Leute würden über das ungleiche Paar lächeln und vom alten Holz reden, das am schnellsten brennt...

Aber die Sache gehen lassen wie sie wollte, ging auf die Dauer auch nicht. Das Arbeiten in der Werkstatt, das früher seine Lust und Freude gewesen, hatte jetzt ein ganz anderes Gesicht. Unter dem Hammer Klang sogar das Singen des Ambosses mißfarbig. Wenn er wenigstens allein in seiner Butike stünde! Aber den ganzen Tag die Gesichter der Gesellen ausforschen, ob die nicht etwa ihren Meister als einen Narren einschägten! Und



Pförtchen von 1693 auf Schloß Wildegg (mit dem Allanzwappen der Eßlinger und Salis).

die fonderbare Luft einatmen, die um ihn war! So fchwarz und ballig war der Rauch noch nie aus der Efse geftiegen wie jetzt. Er drückte fchwer auf die Bruft. Das war fchon nicht zum Aushalten, das war zum Teufelholen. Sogar die Eifenstäbe, die er zum mächtigen Gitter fügte, grinsten ihn an: Du doch nicht fo ftark! Bift doch ein Schwächling gegen dich! — Was? Er ein Schwächling? Ha, das follte ihm keiner ins Geficht fagen! Mit dem würde er fonft abrechnen! Poß Himmeldonnerwetter noch einmal!

„Schimpf nur, Schloffer Uli, Schimpf, daß alle Schwarten frachen! Aber ein ftilles Bläßchen, wo der Friede fich wieder niederlassen könnte, wie der Vogel aus der Luft, findeft doch nimmer in dir! Das haft verspielt!“ höhnte ihm fogar das harmlofe Schreien und Zöhlen der Spielenden Kinder entgegen, wenn er den



Barockportal auf Wildegg (mit Effingerwappen).

Kopf aus dem Läuferlein nach der Gaffe ftrecte. (Schluß folgt).

Aphoriftifches.

Für jedes Unrecht einen Verantwortlichen fuchen, heißt den Menschen viel zu viel Ehre antun!

Weshalb kommen wir unfere Denker fo fchlecht? — Weil wir fie erft verstehen, wenn wir keine Zeit mehr haben, fie zu lefen!

Ich glaube keinem, der mir fagt, er habe mehr als zehn Philofophen gelesen: Neun davon muß er mindestens überlesen haben!

Wer fchlechten Regierungen nur Böfes nachfagt, der vergißt, was fie zur Bekämpfung des Staatsaberglaubens getan haben!

Wo Schafe verfchlungen werden, da klagt man immer nur über den Wolf!

Walter Eggenschwyler, Turin.

Schickfal

Schnittet noch geftern die duftenden Schwaden, Wuchtig, mit Armen fehnig und nackt; Sommglanz fand fengend auf Matten und Mahden, Hell rauschten rings die Sensen im Takt.

Wieder zieht heut ihr, den Stahl zu fchwingen — Hoch wallt gereift zur Ernte die Saat — Fällend das blühende Leben zu zwingen Oder — zu finfen, feufzend, als Mahd...

Elifabeth Luz, Männedorf.

Aus der Kriegszeit.

Skizzen von Elifabeth Luz, Männedorf.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

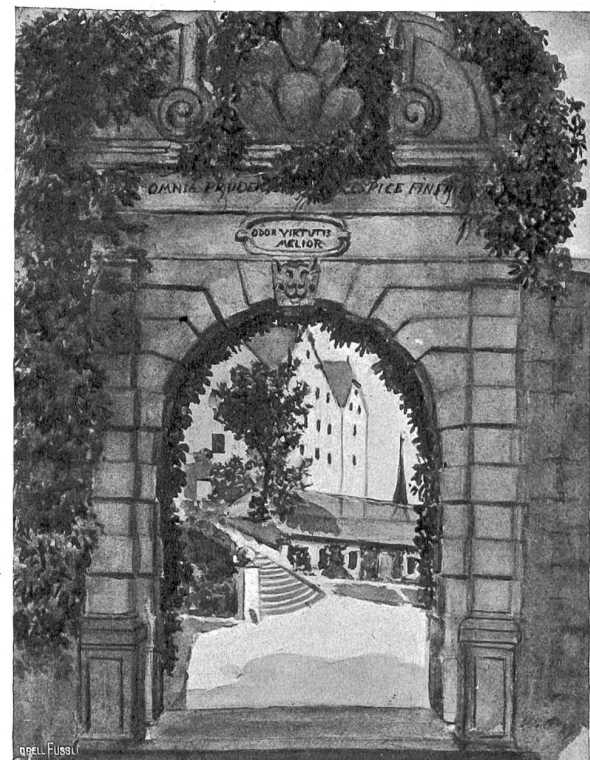
Abendhelle. Ueber den Glarnerbergen rofige Wölklein fchar. Der letzte Wagen duftigen Heus rumpelt von Nachbars Wiese. Scherzwort hallt — Hundegebell, vom Echo äffend zurückgeworfen, und dann, mit einem Fluch, die Stimme des Alten, die fchwer und knarrend geht, wie das Räderwerk feines hölzernen Karrens.

Nun liegt die Wiese weit und öd. Ein Stöcklein Butterblumen, das die grimmen Schneiden verfchont haben, nickt noch am niedern Zaun. Halmsoppeln kniftern unter dem Fuß.

Da — in der Ferne Trommelfchlag! Fahrendes Volk, das zur Kirchweih zieht? Eine Stimme, laut, dringend, als müßte fie die Kehle fprengen, hinausftürzen in ihrem Eifer, zu künden, zu wecken: „Regierig — Telegramm — Da Landfturm — Bataillon 57...“ dringt es klar durch die Stille. Mein Herz klopft. Müden fingen.

Und dann naht es eiligen Schritts und zieht auf weißer Straße vorüber: Ein Trommler — der Rufer, feine Depesche in der Hand — dahinter, Staubwirbelnd und drängend vor Erregung eine halbwüchfige Bubenfchar. „Ah, Trummle!“ jauchzt der Kleinste aus Nachbars Haus und fchlüpft aus dem rosenumrankten Hoftor, fo gefchwind ihn feine bloßen Füßlein tragen, der Gruppe nach, die wiegend und hüpfend im Abendglang hinter den Birnbäumen verfchwindet. Trommelfchlag wieder! Rufe. Groß und golden flammend finft die Friedensfonne zwifchen den fchwarzen Baumkronen hinab. * * *

Grauerhangen der Morgen. Am Bahnhof ftehen Menschen gedrängt. In immer neuen Gruppen, von



Barockportal auf Wildegg (mit Effingerwappen).